Beiträge
zur
Kenntniss Grabbes.

Nach ungedruckten Quellen.

Eine
von der philosophischen Fakultät der Universität Rostock
genehmigte
Promotionsschrift
von

Dr. **Oscar Blumenthal.**

Berlin,
G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung.
1875.

Beiträge
zur
Kenntniss Grabbes.

Nach ungedruckten Quellen.

Eine
von der philosophischen Fakultät der Universität Rostock
genehmigte
Promotionsschrift
von

Dr. Oscar Blumenthal.

Berlin,
G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung.
1875.



Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Inhalt.

I.

Rückblicke zur Kritik der Quellen.

Für die Beurtheilung der Lebens- und Entwickelungsgeschichte Christian Dietrich Grabbes lag bis zum Erscheinen meiner Gesammtausgabe[1]) nur ein sehr dürftiges Quellenmaterial vor. Nur wirre und häßliche Schatten fielen von allen Seiten auf das Bild des Dichters und so trat es bald beklagenswerth in den Hintergrund.

Ja, beklagenswerth! — Man braucht den Dichter nicht zu überschätzen, um hier miteinzustimmen.

Zwar hat er es zu keiner reifen und schlackenfreien Kunstschöpfung gebracht. Er hat in keinem seiner Werke einen gewissen formlosen Naturalismus, eine ungesunde Willkür völlig überwunden. Er empfand nur den Schmerz der Schranke, ohne ihn durch den Reiz des Maßes zu besiegen. Er gehorchte seiner Phantasie, — er gebot ihr nicht; und niemals ist er zu künstlerischer Selbstbemeisterung durchgedrungen.

Gleichwohl hat er unerreichte Eigenschaften, deren Beispiel geeignet ist, auf die schaffenden Zeitgenossen fruchtbar und belebend zu wirken. „Wir haben es bei Grabbe"[2]), wie einer seiner neuesten Beurtheiler gut hervorhebt, „nicht mit einer alten poetischen Wohlweisheit zu thun, die an grämlichen

---

[1]) Christian Dietrich Grabbes sämmtliche Werke und handschriftlicher Nachlaß. Mit Portrait und Facsimile des Dichters. Detmold 1874, Meyer'sche Hofbuchhandlung — neuerdings in den Verlag von G. Grote in Berlin übergegangen.

[2]) Wilhelm Bennecke (Frankf. Ztg. 1875, Februar).

Wintertagen die Thaten ihrer Jugend mit mürrischem Indifferentismus in der neuesten Litteraturgeschichte nachliest, sondern mit einem im besten Mannesalter dahingeschiedenen Dichter, der mit all seinen Absonderlichkeiten und Fehlern stets ein ehrwürdiges Denkmal deutscher geistiger Größe sein wird". — Durch den starken Muth seiner Absichten, durch die strebende Kühnheit seiner Entwürfe, durch den üppigen Gedankenreichthum, der in seinen Werken unaufhaltsam hervorquillt, verdient er die dauernde Aufmerksamkeit der Nation. Und er wird sie erringen, wenn nur erst sein Lebensbild wieder licht und gereinigt hervortritt.

Sehen wir, was bis jetzt nach dieser Richtung hin geschehen ist.

Die erste Biographie erschien bereits ein Jahr nach dem Tode des Dichters. Ernst Willkomm veröffentlichte sie in den „Jahrbüchern für Drama, Dramaturgie und Theater" 1837 Bd. I, S. 67—76[1]). Seine Arbeit ist liebevoll geschrieben, aber ohne Geschmack und Gründlichkeit. Sie bezeugt allerwärts die fruchtbare Phantasie des Romanschriftstellers, und zwar eines Romanschriftstellers von schönrednerischer Gefallsucht, aber nirgends den nöthigen Ernst und wissenschaftlichen Forschungseifer. Man höre nur folgende Stilprobe: „Es mochte wohl ein stürmischer, trüber Wintertag sein im Jahre 1801, an dem sich um Grabbes kleine (!) Wiege in Detmold die Genien und Dämonen zusammenfanden. Die entlaubten Eichen des Teutoburger Waldes streckten wie händeringend ihre dürren Aeste in die Wolken und schüttelten sich unter dem Brausen des Nordwindes, der die gefrorenen Thränen des Himmels als schimmernde Krystallbänder um ihre Knöchel band. Am Fuß der Eichen aber wurden Seufzer laut, die dürren Blätter raschelten und Nebel wie Menschengestalten flatterten durch die beschneiten Stämme. Das erschlagene Römerheer fühlte sich gestört in seiner Ruhe. Der Schrei eines neu gebornen

[1]) Leipzig, Julius Wunders Verlagsmagazin.

Kindes sprengte die Gräber und die Glieder der gefallenen Helden rasselten zusammen". . . . In diesem schwülstigen Stil ist der ganze Aufsatz geschrieben, eine deklamatorische Phantasmagorie, die gestaltlos vorüberhuscht, ohne eine Spur zurückzulassen. Auch haben die von Willkomm kritiklos mit eingestreuten Briefzettel Grabbes (an seinen Düsseldorfer Verleger Schreiner) nur dazu beigetragen, die schrullenhaften Augenblickslaunen des Dichters an das scharfe Licht der Oeffentlichkeit zu stellen, für das sie niemals bestimmt waren, und so über Grabbes charakteristische Eigenart manche grundlosen Urtheile zu begünstigen, die erst durch eine tiefere Quellenkenntniß wieder zu beseitigen sind. Wie oft ist z. B. die von Willkomm mitgetheilte Aeußerung Grabbes angeführt worden: „Was ist das für ein Gewäsch über den Faust! Alles erbärmlich. Gebt mir jedes Jahr dreitausend Thaler und ich will euch in drei Jahren einen Faust schreiben, daß ihr die Pestilenz kriegt!" — Das klingt freilich zunächst ganz ungeheuerlich, aber liest man, wie Grabbes ruheloser Schöpferdrang sich just in den Briefen an seine Verleger Kettenbeil und Schreiner fast fieberhaft ausspricht, wie er hier immer neue, immer gewagtere Entwürfe hervorsprudelt, wie da sein brennender Thatendurst stets nach dem Höchsten und Mächtigsten hastet, — so tritt im Zusammenhang dieses unaufhörlichen geistigen Gebährungsprocesses die Aeußerung, die bei Willkomm als drollige Selbstüberhebung zum Lächeln reizt, in ein wesentlich anderes Licht.

Auf Ernst Willkomm folgte Karl Immermann mit seinem „Lebensabriß Grabbes" in Franks „Taschenbuch dramatischer Originalien" Bd. 2[1]. Da Immermann mit Grabbe in seinen letzten Lebenstagen arg zerfallen war — die Gründe sind weiter unten auseinandergesetzt —, so ist er vielleicht zur Abfassung seiner Arbeit hauptsächlich durch den Wunsch angetrieben worden, sich gegen mancherlei ungerechte Anschuldigungen zu vertheidigen, die, wie er sagt,

---

[1]) Leipzig 1838, F. A. Brockhaus.

„im Schmutz des Journalgeklätsches" gegen ihn auftauchten. Schon Willkomm sagt nicht ohne Piquanterie, daß Immermann dem Detmolder Dichter . . . . „insofern eine sorglose Stellung verschaffte, als er ihn als Rollenabschreiber beim Theater zerstreuend zu beschäftigen verstand. Und Grabbe, das größte dramatische Genie der Neuzeit, schrieb ganz geduldig Rollen ab". Freilich ist Willkomm besonnen genug hinzuzufügen: „Vielleicht war es nöthig, den zerlebten Grabbe auf die angedeutete Weise zu beschäftigen". Doch Andere bemächtigten sich des einladenden Skandalstoffes mit größerer Schonungslosigkeit, und so mochte Immermann sich endlich gedrängt fühlen, ein aufklärendes Wort zu sagen. Im Uebrigen bietet sein „Lebensabriß" nur über die Düsseldorfer Zeit Grabbes auf Autopsie beruhende, werthvolle Mittheilungen und fesselt zumeist durch die eingeflochtenen Urtheile über Grabbes Dichtungen. Diese sind sehr oft beachtenswerth. So sagt Immermann über den „Gothland": „— Mit ähnlicher Kühnheit hatte sich noch nie das Chaos herausgewagt, welches in jedem jungen deutschen Dichtergeiste über Geburten brütet . . . Sein grauenvolles Thema weiß er (Grabbe) mit ungeheuerer Energie zu behandeln und die Paar Töne, die in dieser lugubren Region dem Tragöden zu Gebote stehen, als echter Virtuos zu variiren". — Ueber „Napoleon": „Die Personen im „Napoleon" sprechen zuweilen so schwülstig mit einander, daß man bei aller Bewunderung des Werkes über diese geschraubten Phrasen lächeln muß. Aber hätte der Dichter gemeinere und natürlichere Worte gewählt, so wären ihm diese der Realität mit Riesenkräften abgerungenen Gestalten unter der Hand wieder zu Realismen erstarrt".

Die wichtigste Gabe Immermanns sind aber die von ihm mitgetheilten Briefe, die Grabbe an ihn gerichtet hat. Zumal für die Entstehungsgeschichte des „Hannibal" sind diese Briefe höchst gehaltvoll. Immermann hat einen nicht unwesentlichen Antheil an der glücklichen Ausgestaltung dieser Dichtung. So hat Grabbe z. B. nur auf seinen

sehr guten Rath die Versform fallen gelassen[1]). — Auch finden sich in diesen Briefen über litterarische Zeitgenossen mancherlei Urtheile, in welchen sich farbig und derb Grabbes Art ausprägt. Endlich enthalten sie manche wehmüthige Selbstbespiegelung und überraschende Gefühlsoffenbarung.

Nach Immermann hat Eduard Duller sich mit der Biographie des Dichters beschäftigt. Seine Arbeit erschien als Einleitung zur „Hermannsschlacht", die Grabbes Wittwe als das Vermächtniß des Dichters 1838 herausgab[2]). Dullers Erzählung ist an empfindungswarmen Erinnerungen, an beredten und beifallswürdigen Urtheilen nicht arm, hat aber durch die oft gehässigen Einflüsterungen von Grabbes Wittwe sehr gelitten. Besonders hat Duller durch die peinlichen Märchen über die Mutter des Dichters viel Unheil angestiftet und zu Gerüchten den Anstoß gegeben, die noch heute nicht völlig aus den Litteraturgeschichten ausgerottet sind. Widerspruch ließ zwar nicht lange auf sich warten. Schon in Nr. 21 und 22 der Zeitschrift: „Lippisches Magazin für vaterländische Cultur und Gemeinwohl" (vom 22 und 29. August 1838. — Herausgeber: R. Brandes, M. L. Petri und H. Schierenberg) erschienen: „Einige Bemerkungen über das Leben Grabbes von E. Duller", in welchen es heißt[3]): „Die Duller'sche Biographie beginnt mit einer empörenden Schilderung und Schmähung der noch lebenden Mutter Grabbes, als an deren Brust schon sein Unglück begonnen habe, ja die eigentlich als die Urquelle der sittlichen Verkehrtheit und der daraus sich ergebenden körperlichen und geistigen Zerrüttung dargestellt wird, und scheint hiermit schon ihren Anspruch auf psychologische und diplomatische

---

[1]) Ausführliches darüber in meiner Einleitung zu „Hannibal", (Grabbe III, 371), aus der ich hier im Interesse einer möglichst vollständigen Quellenübersicht mancherlei wiederholen mußte.

[2]) Düsseldorf 1838, J. H. C. Schreiner.

[3]) Ich verdanke die Mittheilung dieser „Bemerkungen" Herrn Dr. Ignaz Hub in Würzburg, der sie 1840 aus dem „Magazin" sich ausschrieb.

Wahrhaftigkeit verwirkt zu haben. Wir kennen die Mutter des Verewigten nicht persönlich, müssen aber ihre Qualification zu einem solchen Ungeheuer nach dem Zeugniß der Kennenden und besonders auch darum bezweifeln, weil Grabbe von jeher bis an sein Ende eine entschiedene Liebe gegen sie, mochte sie auch auf die barockeste Weise sich kundgeben, gehegt hat . . . Thatsache ist jedenfalls, daß Grabbe nächst Gott Alles seinen Eltern verdankt, die sich ihm sein ganzes Leben hindurch mit einer Liebe hingegeben und aufgeopfert haben, die selten gefunden wird. . .". Auch spätere Biographen widerlegen Dullers abenteuerliche Berichte. Die beredteste Zurückweisung derselben bietet aber ein Brief von Grabbes Mutter selbst, den ich zuerst veröffentlicht habe[1]). In seiner Einfalt überzeugend, in seiner Hülflosigkeit herzbewegend, sollte dies Schreiben allein schon ausreichend sein, um für alle Zukunft die Wiederholung der Duller'schen Gruselgeschichten unmöglich zu machen.

Nach Duller gab eine interessante Bereicherung des Quellenmaterials Arthur Mueller 1845, indem er in seinen inhaltreichen „Modernen Reliquien"[2]) den oft angeführten Brief Grabbes an den Kronprinzen von Preußen (späteren Friedrich Wilhelm IV.) mittheilte.

Den bedeutendsten Beitrag zur Kenntniß Grabbes aber gab Karl Ziegler, ein Detmolder Freund des Dichters, in seinem vielgeplünderten Buch: „Grabbes Leben und Charakter" (1855 erschienen)[3]). Die gründliche Beseitigung einiger Vorurtheile und die Veröffentlichung mehrerer Briefe Grabbes an seine Eltern und Freunde ist Zieglers unleugbares Verdienst, — das er jedoch leider durch die wuchernde Ueberfülle der von ihm neu hervorgesuchten Detmolder Klatschanekdoten wesentlich geschmälert hat. Auch macht er sich hier und da einer peinlichen Geheimnißkrämerei schuldig.

---

[1]) In meinem Grabbe IV, 672 ff.
[2]) Berlin, O. Gumprecht.
[3]) Hamburg, Hoffmann & Campe.

So S. 12, wenn er sagt: „... daß eine unheimliche Macht schon in seine früheste Jugend eingegriffen hat und wir eben deshalb etwas Gespenstisches wie Samiels rothen Mantel (!) im Hintergrunde seines Lebens auf- und abwandeln sehen". Nur könne er sich nicht weiter darüber aussprechen. ... Persönliche Freunde des Dichters, bei welchen ich Umfrage hielt: Petri und Köchy, wußten Nichts darüber zu sagen. — Nebenbei verfällt Ziegler häufig in jenen furor biographicus, der aus dem Leeren und Zufälligen so gern bedeutsame Charakterzüge herausdeutelt, z. B. S. 13: „Wenn Grabbes Gespielen auszogen mit ihren kleinen Degen, papiernen Tschakos und Epauletten, soll er seine Spötterei darüber getrieben haben und nicht selten in Streit gerathen sein. Vielleicht that sich hier neben der kränklichen frühreifen Natur schon der selbstständige überlegene Geist kund, der sich Andern nicht unterordnen mochte". Solche müssigen Spitzfindigkeiten wurden später von Karl Goedeke gläubig wiederholt[1]), von Rudolph Gottschall noch überboten[2]). — Bei allen Mängeln aber ist Zieglers Buch durch Wahrheitstreue in den meisten Punkten und zuverlässige Quellenforschung allen andern vorzuziehen.

Später sind nur spärliche Quellenstücke der Oeffentlichkeit übergeben worden.

Zu erwähnen ist der von Hoffmann von Fallersleben[3]) mitgetheilte Brief Grabbes an Tieck, womit er die Uebersendung des „Herzog Theodor von Gothland" begleitete. Die unmittelbar dazu gehörige Ergänzung theile ich weiter unten (S. 19 ff.) mit.

Weitere Briefe an Tieck übergab Karl von Holtei der Oeffentlichkeit. Die von ihm mitgetheilten Schriftstücke sind von hohem biographischem Interesse und bilden den

---

[1]) Grundriß III, 508.
[2]) Vgl. meinen Grabbe IV, 321 ff.
[3]) „Findlinge" III, 207. (Leipzig 1860, W. Engelmann.)

ergreifendsten Epilog zu Grabbes wirrnißvollen, lichtlosen Studienjahren[1]).

Friedrich Steinmann[2]) publicirte 1864 einige an ihn gerichtete Briefe Grabbes und einen Brief Heinrich Heines an den Dichter.

Aus diesen Quellen schöpfte Karl Goedeke, dessen Charakteristik Grabbes nur durch eine zu herbe Lieblosigkeit in der Beurtheilung des „Gothland", des Lustspiels: „Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung", auch des „Don Juan und Faust", sowie durch eine entstellende Inhaltsangabe des Aufsatzes über die „Shakspearomanie" getrübt wird — sonst aber zu dem Vorzüglichsten gehört, was über Grabbe geschrieben worden ist.

1870 trat Rudolph Gottschall mit einer neuen, angeblichen Gesammtausgabe der Werke Grabbes hervor. (2 Bde. Leipzig, Reclam). Diese Ausgabe enthält jedoch nur die früher bei verschiedenen Verlegern einzeln erschienenen Veröffentlichungen des Dichters, soweit sie auf buchhändlerischem Wege noch zu erlangen waren. Von einer Textkritik war nur insofern die Rede, als Gottschall die Gedankenstriche, durch welche Kettembeil die ihm anstößig erscheinenden Stellen in den ersten Ausgaben ersetzt hat, wieder ausmerzte. Die „Einleitung" enthält zwar manches gute und geistvolle Aperçu über die Dichtungen Grabbes, aber noch mehr widerspruchsvolle Urtheile und thatsächliche Unrichtigkeiten. Eine genauere Kritik gebe ich in der Vorrede zu meiner Gesammtausgabe und in zahlreichen Anmerkungen, so daß ich mich hier mit diesem kargen Hinweis begnügen darf.

Einen beachtenswerthen Beitrag zur Grabbelitteratur gab nach Gottschall noch Johannes Scherr in seinen

---

[1]) Briefe an Ludwig Tieck I, 242—253. (Breslau 1864, Ed. Trewendt.)

[2]) Briefe von Heinrich Heine. I, 111. (Amsterdam 1864, Gebr. Binger.)

„Dämonen"[1]) S. 269 ff. Scherr hat uns hier mit congenialer Feinfühligkeit das intime Wesen des Dichters aufgezeigt und sich noch ein besonderes Verdienst durch den Hinweis auf den Operntext: „Der Cid" erworben, den Arthur Mueller 1845 veröffentlichte und Rudolph Gottschall 1870 für verloren gegangen erklärte.

Vier Jahre später erschien meine Gesammtausgabe. Ich habe hier alles Material vereinigt, dessen ich mit Hülfe von Ferdinand Freiligrath, Wolfgang Müller von Königswinter, Ignaz Hub, Eduard Grisebach, Otto Preuß und anderen litterarischen Freunden habhaft werden konnte. Zur kritischen Feststellung des Textes der Dramen: „Herzog Theodor von Gothland", „Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung", „Nanette und Maria", „Marius und Sulla" und „Napoleon" habe ich die Originalhandschriften verglichen. Die Akten über Grabbes Lebensgeschicke endlich habe ich durch Veröffentlichung von über 200 Briefen möglichst vollständig herbeizuschaffen gesucht.

Die Folgerungen aus diesen, zum größeren Theil ungedruckten Schriftstücken habe ich nur insoweit gezogen, als sie sich meinen Einleitungen zu den einzelnen Dramen organisch einfügen ließen, also die Entwickelungsgeschichte der dichterischen Schöpfungen Grabbes unmittelbar berührten. Durch die räumliche Begrenzung meiner Ausgabe war mir diese Beschränkung aufgenöthigt.

Das dort Versäumte hier nachzuholen und neuerdings Ausgekundetes hinzuzufügen, also das in meiner Gesammtausgabe vorgelegte Quellenmaterial theils nach einzelnen Richtungen hin auszunutzen, theils durch neue Ergänzungen zu bereichern — das ist die Aufgabe der folgenden Blätter. Daß ich darin auf manches, schon früher von mir Gesagte zurückgreifen mußte, bedingte der Gang der Beweisführung.

---

[1]) Leipzig 1870, Otto Wigand.

II.

Grabbes Jugendeindrücke.

„Eine gemeinsame Neugier," sagt Hermann Grimm[1]), „treibt uns an, den Quellen nachzuspüren, aus denen Künstler sich zu ihren Werken begeisterten, die Erde zu untersuchen, aus der sie bauten und bildeten. Wir glauben so dem Geheimniß näher zu dringen, welches aus ihren Schöpfungen heraus uns zu stets erneuter Nachforschung anlockt, und wenn wir auch wissen, daß der Eintritt in das Innerste der Werkstätten unmöglich sei, so genügt es uns schon, sie zu umschleichen, von ihrem Aeußern Schlüsse zu machen auf das, was innen vorgeht, und vielleicht gar durch eine Spalte der Wand räuberisch dennoch einen Blick in das Verborgene zu thun. Gewinnen werden wir nichts auf diesem Wege, wir wissen es; aber der Reiz, den verschlossene Thüren auf uns ausüben, bleibt nun einmal unser Erbtheil".

Die schleichende Neugier der Grabbe-Biographen hielt sich mit Vorliebe an den verschlossenen Thüren der — Detmolder Zuchthäuser auf. Grabbes Vater war Leihbankverwalter und Zuchthausinspector. Im Zuchthaus erblickte der Dichter das Licht der Welt. Es lag für die fabelsüchtige Phantasie der Biographen nahe, hier düstere Combinationen anzuknüpfen und für spätere wirrnißvolle Charakterräthsel schon in der freudlosen Jugendumgebung des Dichters die Erklärung zu suchen. In der That ist ja Grabbes ganze Gestalt schon von Anbeginn so wunderlich und unfaßbar hervorgetreten, daß die Frage nach der Entstehungsgeschichte einer solchen psychologischen Ausgeburt sich gebieterisch Jedem herandrängte. Der Dichter, der im Alter von einundzwanzig Jahren die Leute mit der Frage

---

[1]) Fünfzehn Essays S. 314. (Berlin, Ferd. Dümmler.)

beschäftigte, ob er „verrückt" oder „ein Genie" sei[1]) — der mit seinen beherzt hervorgesprudelten Aphorismen die Hörer „wirblicht vor Ueberraschung"[2]) machte — der in seiner Erstlingsdichtung gegen alle Satzungen der Weltordnung rebellisch aufschrie — dieser Poet, so sagte man sich, mußte doch wohl eine seltsame Jugend verlebt haben; — und da stand ja das Detmolder Zuchthaus geradezu einladend für den biographischen Forschergeist geöffnet!

Hören wir den ersten Biographen[3]):

„Grabbes Wiege stand in einem Gebäude, das jeder freie Mensch gerne flieht. Sein Schlummerlied war das eintönige Summen und Schwirren arbeitender Maschinen, die in Bewegung gesetzt wurden von gefesselten Händen. Kettengeklirr klang früher an sein Ohr, als der Schmelz seiner hochdeutschen Muttersprache. Schwere Schlüssel klapperten eine unheimliche Musik, Thüren knarrten und rasselten, und der Voigte rauhe Stimme entlockte der Brust des Kindes Seufzen und Röcheln. Das Verbrechen wandelte mit schwerem kettenbelastetem Fuße über seinem Scheitel dahin; es stöhnte bang unter der Diele, die seiner Spiele Schauplatz war. Grabbe wurde im Zuchthause zu Detmold geboren . . . mich dünkt, diese einzige Bemerkung giebt den Schlüssel zu all seinen nachmaligen Seltsamkeiten".

Und nun hören wir in gleichem Sinne einen seiner letzten Biographen:

„Wenn dem Dänenprinzen oft die Welt wie ein Gefängniß vorkam, so mag sie dem Dichter später in verdüsterter Stimmung nicht selten wie ein großes Zuchthaus erschienen sein".

Aus den Briefen Grabbes und einigen andern von mir mitgetheilten Aktenstücken geht nun klar hervor, daß die zuchthäusliche Umgebung auf seine Jugendgeschichte

[1]) Immermann in Franks Taschenbuch S. XII.
[2]) Brief Grabbes an seine Eltern IV, 344.
[3]) Willkomm S. 68.

ohne trüben Einfluß gewesen ist. Ziegler bemerkt sehr richtig[1]), daß Grabbe als Knabe die Verbrecher im Zuchthause kaum anders betrachtet haben wird, als die Kühe in seines Vaters Stall. Ueberdies hatten die Eltern einen sehr reizend gelegenen Garten vor der Stadt, wo der Dichter seine meisten freien Stunden zubrachte — und sein erst 1873 dahingeschiedener treuer Jugendfreund Petri, der spätere Besitzer des Gärtchens, hat zur Erinnerung daran in Grabbes Lieblingslaube den Gedenkstein errichtet:

HIER
SCHRIEB
GRABBE
DEN
GOTHLAND
1818. 1819.

Von dem normalen Verlauf der Grabbe'schen Jugendzeit giebt auch der ächtkindliche Ton der zwei Briefe Zeugniß, die noch aus seiner Schulzeit stammen[2]). Der leidenschaftsvolle Wissenseifer, den er hier kundgiebt, fand von Seiten der Eltern die aufopferndste Förderung. Sie wurden nicht müde, ihm alle Bücher zu kaufen, die er nur irgend wünschte[3]) — und ein mir vorliegendes Verzeichniß beweist, daß er so schon früh den Grund zu seinem vielseitigen Wissen gelegt hat, das sich selbst in den fragmentarischen Urtheilen ankündigt, die er de omnibus rebus et quibusdam aliis in seine Briefe an Immermann und Schreiner eingestreut hat[4]). Schon im Alter von 17 Jahren las er außer den

[1]) Ziegler S. 7.
[2]) Grabbe IV, 328 ff.
[3]) Vgl. Grabbe IV, 333.
[4]) Heinrich Pröhle hebt in einer Besprechung meiner Gesammtausgabe (Jen. Litt.-Ztg. 1875, Nr. 14, S. 246 ff.) hervor: „Manche einzelne Bemerkungen (in den Briefen Grabbes) überraschen, weil sie den Mann zeigen, dem ein starker Einblick in die Wissenschaft gewährt ist . . . . So hat Grabbe z. B. schon lange vor unserm Adolph Stahr den Kaiser Tiberius vertheidigt''.

griechischen und römischen Classikern den Torquato Tasso in der Ursprache, französische Dramen, mancherlei fachwissenschaftliche geographische Schriften[1]). Mit Leidenschaft vertiefte er sich in die Schönheiten Shakspeares — und der Brief, worin der halb erwachsene Knabe erklärt: „Ich kann nur das schreiben, was in Shakspeares Fach schlägt" — ist ein in seiner Art unvergleichliches lebensgeschichtliches Aktenstück Grabbes. Auch seine Schulzeugnisse, die mir vorliegen, bekunden den störungslosen Fortgang seiner Jugendgeschichte. L. Preuß, der damalige Director des Detmolder Gymnasiums, hebt ausdrücklich hervor, daß er „während aller der Jahre seines Schulbesuchs zu den fleißigen Schülern gehört" und „wissenschaftlichen Eifer und stillen Fleiß" gezeigt hat. Ebenso bezeugt ihm sein Lehrer Falkmann, daß er „auch außer dem Unterricht durch Lectüre sich manche Kenntnisse verschafft und zuweilen als Beweise eignen Nachdenkens sehr gründliche und fleißige Arbeiten geliefert habe".

Wenn endlich in den düstern Schildereien, die wir angeführt haben, wirklich die Wahrheit abgemalt wird, wie wäre dann die treue und innige Heimathsliebe erklärlich, die Grabbe stets an den Tag gelegt hat? „Du kannst sicher sein" — so schreibt er noch am 3. Mai 1835 an seinen Freund Petri aus Düsseldorf[2]) — „daß ich Lippe und die Gartenscholle, wo mein Vater grub, nicht vergesse, ja viel höher schätze als manches Andere".

Freilich finden sich auch andere Aeußerungen in seinen Briefen, welche jene grau in grau ausgeführten Phantasiebilder zu bestätigen scheinen: „Ich leitete als Kind an einem wollenen Faden einen Mörder, der, begnadigt, siebzig

---

[1]) Ich verdanke Herrn Hauptmann von Donop in Detmold die handschriftliche Mittheilung der hier benutzten Grabbe'schen Bücherverzeichnisse.

[2]) Grabbe IV, 507.

Jahre alt und mein täglicher Gesellschafter war"[1]). Und zu Karl Immermann sagte er gelegentlich: „Ach, was soll aus einem Menschen werden, dessen erstes Gedächtniß das ist, einen alten Mörder in freier Luft spazieren geführt zu haben". Doch geht man nicht irre, wenn man diese Aeußerungen auf launische Augenblickswallungen zurückführt, dem Streben entquollen, sich so interessant wie möglich zu machen.

Nicht in der Lebensführung Grabbes — sondern in der gräuelvollen Atmosphäre seiner Erstlingsschöpfung ist ein Nachwehen der Zuchthausluft zu spüren. An dieser Steigerung der nervenzerreißenden Grausamkeiten von Scene zu Scene, an diesem ganzen schwelgerischen Bachanal des Schreckens, konnte nur ein Poet Gefallen finden, der sich von Jugend auf gegen die Eindrücke des Verbrechens abgestumpft hatte. Ja, es ist eine interessante psychologische Beobachtung, daß sich in einzelnen schwülstigen Gleichnissen des „Gothland" der Apparat des Zuchthauses unmittelbar wiederspiegelt. So in folgenden Versen:

„Wer ihr (der Erde) naht, der ist verloren.
Zum Brandmale für ewige Zeit hat ihr
Die Sonne die Sahara eingebrannt".

Oder noch kräftiger an anderer Stelle:

„Wie ein ries'ges Henkerrad
Kreist dort der sogenannte Himmelsbogen;
Die Tage und die Nächte, Sonne, Mond
Und Sterne sind
Wie arme Delinquenten drauf geflochten, und
Mit aufgesparten Gnadenstößen
Zerrädert und zermalmt er sie".

Oder auch in folgenden Versen:

„Wer Zahnweh hat, wünscht, daß es Kopfweh wär',
Und wär' es Kopfweh, würd' er Zahnweh wünschen . .
Ued wer gehängt wird, wünscht, daß man ihn rädre".

---

[3]) Brief an Kettembeil IV, 393.

In solchen einzelnen krankhaften Auswüchsen seiner phantastischen Sprache — nicht in Grabbes Schicksalen und seiner Charaktergestaltung erkennen wir die Spuren seiner Jugendeindrücke.

III.

Zur Geschichte des „Gothland".

Der äußerst bezeichnende kurze Begleitbrief, mit welchem Grabbe den „Gothland" an Ludwig Tieck gesandt hat, und die nicht minder charakteristische Antwort Tiecks liegt in meiner Gesammtausgabe neu abgedruckt vor[1]).

Die natürliche Ergänzung dieses so merkwürdigen Schriftenwechsels fehlte uns bisher: das Schreiben, womit Grabbe den Tieck'schen Brief beantwortet hat.

Erst kürzlich gelang es mir, nach mancherlei mühseligen Umwegen in den Besitz dieses Briefes zu gelangen[2]).

Hier ist er:

Hochverehrter Herr!

Ihr Brief, welcher mich gerade an meinem Geburtstage überraschte, ist mir das schönste und wertheste Geburtstagsgeschenk, welches ich jemals erhalten habe. Das Wohlwollen und die Milde, welche daraus unverkennbar hervorleuchten, haben meinen Geist, der durch traurige innere und äußere Verhältnisse in die tiefste Apathie versetzt war, auf's Neue beseelt. Freudig gestehe ich, daß Ihre Kritik mich und mein Werk meistentheils bis in das Innerste trifft, und statt eine jämmerliche Autoren-Empfindlichkeit zu fühlen,

---

[1]) Grabbe IV, 360 ff. 619 ff.

[2]) Das sauber und zierlich geschriebene, noch unveröffentlichte Original (4 Seiten in Quart) befindet sich im Besitze des Autographensammlers W. Künzel in Leipzig. Ich verdanke eine Abschrift der Güte des Herrn Gotthilf Weißstein, eines jungen talentvollen Berliner Schriftstellers, der mir auch einige der weiter unten mitgetheilten Schriftstücke übergeben hat.

bin ich vielmehr entzückt, Ihres Tadels werth gewesen zu sein. — Die Vermuthung, daß ich noch jung bin, ist gegründet; ich zähle erst einundzwanzig Jahre, habe aber leider schon seit dem siebzehnten fast alle Höhen und Tiefen des Lebens durchgemacht und stehe seitdem still. Wenn in meinem dramatischen Versuche hin und wieder der Ton einer tiefen Verzweiflung hervorklingt, so thut mir das besonders deswegen leid, weil es aussehen möchte, als wenn ich auf Lord Byrons Manier mit meinem Schmerze renommiren wollte, und daran habe ich doch nicht gedacht; ich will mich von jetzt an bemühen, bloß heitere Sachen zu dichten, welche mir auch wahrscheinlich besser gelingen werden, weil sie mir ferner stehen. Die Behaglichkeit, in der Sie selbst das herrlichste Muster sind, vermissen Sie in meinem Versuche mit großem Rechte; jedoch dichte ich auch nicht in leidenschaftlicher Bewegung, sondern besitze, was vielleicht sonderbar scheint, während des Schreibens die starrste Kälte, welche denn freilich ein schlechter Ersatz für jene freundliche, mild erwärmende Ruhe ist. Dürfte ich Ihre liebreichen Worte: „Lassen Sie uns bekannter mit einander werden", im weiteren Sinne nehmen, so würde ich hier vor Ihnen, dem Einzigen, vor dem ich es thun möchte, mich frei und vertrauensvoll über manchen Zwiespalt, der sich in meiner Brust zwischen Kunst und Leben, Verstand und Gefühl erhoben hat, näher auslassen, und ich weiß, daß es die wohlthätigsten Folgen für mich haben würde; aber es ist keine bloße Briefschreiberphrase, wenn ich sage, daß ich bei jedem Federzug in Furcht bin, Ihren Unwillen zu erregen. — — Sollte das Lustspiel, welches beian liegt, die nachsichtige Meinung, welche Ew. Wohlgeboren von mir gefaßt haben, nicht verringern, so ist mir das fünfzigtausend mal lieber, als die günstigsten Urtheile sämmtlicher deutschen Recensenten. Daß die Persönlichkeiten, welche in demselben vorkommen, harmlos gemeint sind, und daß der ganze Gang der Handlung absichtlich so lose und wunderlich an einander gestellt ist, hoffe ich, im Stücke selbst mehrmals ausgedrückt zu haben. Wenn ich Ew. Wohlgeboren versichere, daß in meiner jetzigen Lage, welche vielleicht manchen Andern völlig niederdrücken würde, Ihre Briefe die einzigen Lichtpunkte sind, welche mich erheitern und beruhigen können, so werden Sie mir meine Bitte um baldige Antwort, wenn auch nicht gewähren, doch gewiß verzeihen. Mit der tiefsten und innigsten Verehrung verbleibe ich

Ew. Wohlgeboren
gehorsamster Diener
Ch. D. Grabbe.

Berlin,
16. Dec. 1822.

(Adresse: Große Friedrichstraße, Nr. 83, beim Riemermeister Cramer.)

Dieser Brief ist in mehr als einer Hinsicht bedeutsam, aufschlußreich und von psychologischem Interesse.

Zunächst ist der gefallsüchtig-bescheidene Ton des Eingangs recht charakteristisch. Betäubt und verhätschelt durch das Lob seiner Berliner Freunde, hatte Grabbe nicht ohne renommistisches Auftrumpfen seinen ersten Brief an Tieck mit dem Satze geschlossen: „Im Bewußtsein, daß ich etwas Ausgezeichnetes[1]), wenn auch nichts Gutes geleistet habe, fordere ich Sie auf, mich öffentlich für einen frechen, erbärmlichen Dichterling zu erklären, wenn Sie mein Trauerspiel den Produkten der gewöhnlichen heutigen Dichter ähnlich finden". — Das klang nicht nach übergroßer Bescheidenheit. Und Tiecks Brief, der stets dem Schreiber Ehre machen wird, war nicht dazu angethan, den jungen Grabbe zu schonen. Freilich gab Tieck zu, daß sich der „Gothland" durch seine „Seltsamkeit, Härte, Bizarrerie und nicht selten große Gedanken, die auch mehr wie einmal kräftig ausgedrückt" seien, von dem „gewöhnlichen Troß" der Theaterstücke unterscheide. Aber andrerseits hob Tieck in starken und klaren Worten die bitteren Mängel der Dichtung hervor: Die cynische Verwahrlosung im Einzelnen, den „unpoetischen Materialismus" des Ganzen, die Unmöglichkeit der Motive, die Unwahrscheinlichkeit der Fabel, die wilde Rohheit einzelner Situationen. Und indem Tieck endlich zu dem Ergebniß gelangte, daß der „Gothland" auf keinen Fall eine Tragödie, aber auch kein Schauspiel sei, ja daß Grabbes ganzes Talent vielleicht nicht auf dem Gebiet des Dramas läge — traf er den jungen Dichter am Schmerzlichsten und Herbsten, denn dieser ging soeben mit dem naiv-abenteuerlichen Plane um, seinen Tragödiencoloß von Berlin aus an die Theater zu versenden[2]). Gewiß war also Grabbe in seinen liebsten

---

[1]) „Ausgezeichnetes", d. h. Eigenartiges. Von Grabbe oft in diesem Sinne gebraucht.

[2]) Brief an die Eltern vom 29. Nov. 1822.

Autorenträumen durch Tiecks Schreiben verwundend getroffen. Nun hatte ihm aber der gefeierte Romantiker im Schlußsatz gesagt: „Erfreuen Sie mich bald durch eine Antwort, zeigen Sie mir, daß Sie auch über schwache Autorenempfindlichkeit erhaben sind“ — und das war der geeignetste Weckruf für Grabbes stolzes und trotziges Wesen, um ihn zu einer hyperbolischen Unempfindlichkeit aufzustacheln. Dies kluge und scheue Zurückstauen einer noch so berechtigten augenblicklichen Empfindung, wenn sie mißverstanden werden konnte — dies berechnete Versteckspielen, dies Maskiren des nackten Gefühls blieb sein Lebtag einer seiner hervorragendsten Charakterzüge. Wie wenig ernst es ihm mit dem „freudigen“ Eingeständniß gewesen ist, daß ihn und sein Werk Tiecks Urtheil im Innersten treffe — wie unglaubwürdig sein „Entzücken“ ist, des erlittenen Tadels werth gewesen zu sein — das geht deutlich aus den eifrigen Anmerkungen hervor, mit welchen er fünf Jahre später das Schreiben Tiecks zu seiner Selbstvertheidigung begleitete. „Die Ansichten,“ heißt es da[1]), „und die poetische Natur des Verfassers sind viel zu sehr von der Eigenthümlichkeit L. Tiecks verschieden, als daß er glauben könnte, derselbe habe in Lob und Tadel hier und da sein Werk nicht mißkannt“. Auch sucht er den dramatischen Charakter des Stücks, Tieck gegenüber, zu retten. „Uebrigens wird“ — so schließt er seine Selbstvertheidigung — „der Gothland bei einer gehörigen Umarbeitung schon wegen seiner Contraste ein wirksames Theaterstück bilden können“[2]). Wenn er sich so beherzt dem Tieck'schen Urtheil zu einer Zeit entgegenstellt, wo er selbst schon über seinen

---

[1]) Grabbe IV, 624.

[2]) Merkwürdig ist, daß einer unserer ersten Theater-Praktiker hierin mit Grabbe übereinstimmt. Heinrich Laube sagt: „Das wildeste von Grabbes Dramen, der „Herzog von Gothland“, wäre am Ersten noch herzurichten“. (Wiener Stadttheater S. 139.) — Uebrigens hat ein jüngerer Dramatiker, Rudolf Bunge, eine Bearbeitung des „Gothland“ versucht.

Jugendarbeiten stand — wie sollte er sich da in Wahrheit so fügsam untergeordnet haben, als noch die ganze ungestüme Begeisterung dieses Erstlingswerkes in ihm loderte! ..... Das Alles wirft ein neues und interessantes Schlaglicht auf die Eigenart des wunderlichen Menschen.

Akt nehmen muß ferner die Kritik von dem ausdrücklichen Protest Grabbes gegen die selbstzufriedene Schmerzseligkeit, die er in Lord Byron finden wollte. Hier haben die Beurtheiler des „Gothland" dem Dichter bisweilen Unrecht gethan. Es war ihm in der That fürchterlicher Ernst mit der Verzweiflung, die in seiner ersten Tragödie sich gegen das Dasein aufbäumt und ihre vergifteten Pfeile bis an die Himmelswölbung emporschleudert. Ich verweise auf meine ausführlichen Darlegungen in der Einleitung zum „Gothland" und begnüge mich, den bezüglichen Satz in dem vorliegenden Brief an Tieck als eine Bestätigung jener Erörterungen hervorzuheben.

Beachtung verdient sodann die Bemerkung Grabbes, daß er „während des Schreibens die starrste Kälte besitze". Das soll freilich seinen überlegenen Künstlerverstand in ein besonders günstiges Licht stellen, ist aber doch für den „Gothland" insoweit glaubwürdig, als hier selbst in den scheinbar zügellosen Ausschreitungen noch ein berechneter Plan gewaltet hat. Dieser Plan war es, der ins Extreme ging — und diesem tollen verwegenen Plan, nicht einer ausschweifenden berauschten Phantastik sind die Ungeheuerlichkeiten des „Gothland" entwachsen. Es ist hier Alles gewollt und geordnet, selbst das anscheinend Absichtslose und Chaotische. Gerade in diesem bewußten Aufruhr liegt die trotzige Ursprünglichkeit der Dichtung — und auch das haben ihre Beurtheiler nicht immer genügend erwogen. Grabbe selbst weist wiederholt darauf hin. Schon in seinem ersten Brief an Tieck sagt er von den Kühnheiten der Composition, daß er „wahrlich keine einzige ohne näheren Be-

dacht hingesetzt habe". In einem Brief an Petri[1]) nennt er das Stück „den berechnetsten dramatischen Unsinn, den es giebt". In der Vorrede zum „Gothland" heißt es wiederum, „daß gerade bei den verwegensten Stücken ein consequent befolgter Plan zu Grunde liegt, der jene Extreme nicht nur bedingt, sondern hier und da auch rechtfertigt, und bis in Kleinigkeiten, selbst in das Versmaß hinein wirkt". Endlich finde ich in einem mir vorliegenden ungedruckten Brief an Kettembeil gerade über den letzten Punkt, das Versmaß, folgenden bezeichnenden Ausspruch: „Den Vers hätte ich leicht verbessern können, aber theils ist er berechnet, theils gehört er zum Gothland wie das Fell zur Hyäne". Auf Grund aller dieser bedeutungsschweren Selbstbekenntnisse habe ich in meiner „Einleitung" zum „Gothland" zum ersten Mal versucht, den leitenden Plan der Dichtung zu enthüllen, der selbst die widerwärtigen Gräßlichkeiten des Stückes, seine erstaunlichsten Cruditäten, ja selbst seine Widersprüche in einen beziehungsvollen Zusammenhang stellt. Auch dafür bietet der mitgetheilte Brief an Tieck eine neue Begründung in dem angeführten Passus, der von der „starrsten Kälte" des schreibenden Poeten berichtet.

Lebensgeschichtlich ist das Schreiben an Tieck endlich dadurch beachtenswerth, daß es zur Weiterführung des Briefwechsels den Dresdener Meister antrieb und so die, im Mai 1823, angeknüpfte persönliche Bekanntschaft mit herbeiführen half[2]).

---

[1]) Grabbe IV, 494.

[2]) Dazwischen müssen noch verschiedene Briefe liegen, von welchen jedoch nur ein einziger — das Schreiben Grabbes aus Leipzig vom 18. März 1823 (Bd. IV, S. 361) — erhalten ist.

IV.

Die Entstehungszeit des Aufsatzes: „Ueber die Shakspearomanie“.

„Auch diese Abhandlung entstand vor mehreren Jahren und ist jetzt nur revidirt.“

Durch diese Worte in der Vorrede zu seinem gleichzeitig mit den „dramatischen Dichtungen“ 1827 erschienenen Aufsatz „Ueber die Shakspearomanie“ hat Grabbe seinen Beurtheilern ein bisher ungelöstes Räthsel aufgegeben.

Verwunderungsvoll fragte man sich[1]), wie denn nur ein und derselbe Dichter in einem und demselben Lebenszeitraum diese Dramen und zugleich diese Abhandlung schreiben konnte: diese Dramen, die in ihren großartigen Auswüchsen, in ihrer grotesken Regellosigkeit sich, wie Tieck sagte, zum Erschrecken einzeln stellen — und diese Abhandlung, die zum Mindesten von einem klaren kritischen Blick zeugt, von begriffsscharfem Urtheil, von der Gabe lichtvoller Darstellung, von einer hellen und gesunden Einsicht in das Wesenhafte der dramatischen Kunst.

„Das deutsche Volk,“ heißt es da, „will möglichste Einfachheit und Klarheit in Form und Handlung, es will in der Tragödie eine ungestörte Begeisterung fühlen, es will treue und tiefe Empfindung finden, es will ein nationales und zugleich echt dramatisches historisches Schauspiel, es will auf der Bühne das Ideal erblicken, welches sich im Leben überall nur ahnen läßt .... es will eine kräftige Sprache und einen guten Versbau ...“.

Und das schrieb der Dichter des „Herzog Theodor

[1]) Noch Johannes Scherr (Dämonen S. 237) sagt: „Seltsam, gerade zur Zeit, wo Grabbe, am Marius und Sulla schaffend, nicht erfolglos strebte, mit dem Schöpfer des Koriolan und Julius Cäsar wetteifernd zu ringen, schrieb er an dem Aufsatz „Ueber die Shakspearomanie“.

von Gothland"! Freilich sucht er vor der naheliegenden Nutzanwendung durch ein Hinterpförtchen zu entschlüpfen, indem er in der Vorrede zu dem Aufsatz sagt: „Der Verfasser will mit den Andeutungen dessen, was das deutsche Volk von seinen Dramatikern eigentlich wünscht, keineswegs den einzigen Weg angegeben haben, den jene gehen sollen. Er hätte sich selbst den Stab gebrochen". Aber das erklärt nicht das Räthsel der gleichzeitigen Entstehung so grundverschiedener, ja in ihrem innersten Wesen einander entgegengesetzter Geisteserzeugnisse.

Das Räthsel klärt sich auf durch die Briefe des Dichters an seinen Verleger Kettembeil, die zuerst in meiner Gesammtausgabe (IV, 373—478) veröffentlicht sind.

Wie hieraus hervorgeht, ist es eine absichtlich unwahre Aussage des Dichters, daß er die Abhandlung „vor einigen Jahren" geschrieben hätte: Vielmehr entstand sie erst 1827 und jene räthselhafte Gleichzeitigkeit hat also gar nicht stattgefunden.

Am 25. Juni schrieb Grabbe an seinen Verleger[1]: „. . . Auch wäre es einmal Zeit, durch eine kurze Brochüre ein wenig über die . . zur Fashion gewordene Bewunderung des Herrn Shakspeare zu reden. Der Mann hat keinen aufrichtigeren Verehrer, als ich, es kennen ihn auch wenige besser, aber mancher Narr, hie und da auch vernünftige Männer, z. B. Tieck, schützen ihn vor, weil sie selbst nicht so hoch kommen können, als er, und daher in seiner von ihnen erregten Bewunderung sich — selbst geschmeichelt fühlen".

Das war die erste Anregung. Und Kettembeil scheint sie lebhaft aufgenommen zu haben, denn schon in seinem folgenden Briefe (vom 12. Juni)[2]) schreibt ihm Grabbe: „Das Schriftchen über die Shakspearomanie kannst Du, wenn Du es forderst, in 8—14 Tagen, von Deinem nächsten

---

[1]) Grabbe IV, 390.
[2]) Grabbe IV, 397.

Briefe an zu rechnen, erhalten. Ich rathe aber, es nicht sofort mit den Dramen drucken zu lassen; es würde Tieck und seine Schule (im Morgenblatt) sehr hart verletzen, auch wird Tieck mich (der mir den Titel eines großen Kritikers gab, als ich den Polonius einen altgewordenen Hamlet nannte) errathen. . . . . ¼ Jahr nachher ist die Shakspearomanie an der Zeit".

Kettembeil scheint jedoch gedrängt zu haben, denn bereits am 3. August sandte ihm Grabbe das Manuscript[1]) mit einem Brief[2]), in welchem es heißt: „Oft bedenke ich mich, ich habe es gethan, und statt mit meinem Aufsatze über die Shakspearomanie hinterm Berge zu halten, übersende ich ihn, heiß wie er aus der Pfanne kommt, anbei . . . . Freund, ich konnte in dieser Manie manches nur andeuten, nicht Alles sagen, daran soll es auch nicht fehlen, wenn man mich zu Mehrerem zwingt".

Auf Grund dieser Bemerkung hat Kettembeil vermuthlich den Dichter um eine Erweiterung des Aufsatzes gebeten. In einem mir vorliegenden, noch ungedruckten Brief Grabbes an seinen Verleger, datirt vom 1. September 1827, heißt es: „Die Shakspearomanie auszudehnen, ging nicht. Ich habe keine Abschrift von ihr. Auch schadet ihr die Breite. Sie ist ein Kern, aus dem ich, wenn er in den Shakspearomanen aufgeht, Aepfelbäume ziehe. Sie macht ganz ohne Zweifel großen Effekt. Die Zeit ist zu solchem Angriff so reif, daß, wenn ich nicht damit erschiene, gewiß irgend ein Anderer käme".

Und warum nun Grabbe diese Abhandlung um mehrere Jahre zurückdatirt hat?

„Zu meinen Stücken verhält sich der Aufsatz ganz curios," schreibt Grabbe in seinem angeführten Brief vom 26. Juli, „und sollte den Nichtkenner verwirrt

---

[1]) Die Original-Handschrift befindet sich jetzt im Besitz von Julius Stettenheim in Berlin.

[2]) Grabbe IV, 401.

machen. . . . Ich sage, er sei „vor mehreren Jahren gemacht". Das hat seine Gründe. Du kennst sie gewiß".

Es kam ihm eben bei seiner ersten Veröffentlichung vor Allen darauf an, Aufsehen zu erregen: Durch seine Vorzüge, wenn's sein konnte — durch seine Mängel, wenn's nicht anders ging — durch seine Sonderbarkeiten auf alle Fälle. Die verschmitzten Selbstrecensionen, die ich (Bd. IV, S. 419 ff.) mittheile, beweisen das, und aus den Briefen an Kettembeil lassen sich noch andere, zahlreiche Belegstellen dafür anführen.

Nur diesem Streben, interessant, phänomenal, ja unbegreiflich zu erscheinen, entsprang die falsche Angabe über das Entstehungsjahr des Aufsatzes: „Ueber die Shakspearomanie".

V.

Grabbe und Wolfgang Menzel.

In der „litterarischen Beilage zum Morgenblatt" (Jahrg. 1830, Nr. 73) hatte Wolfgang Menzel über Grabbes „Don Juan und Faust" eine sehr eingehende Kritik veröffentlicht. Er nannte darin das Drama eine „tollschöne Dichtung" wo „die Gedanken Blitze, die Worte Donner und die Empfindungen Schläge sind". — „So ein poetisches Ungewitter", sagt er weiter, „erfrischt in der Dürre und Mattigkeit unserer belletristischen Ernte — Grabbe ist so feuervoll, schwärmerisch und wahnwitzig, wie es Schiller in seinen ersten Trauerspielen war, und an Fülle des Gefühls, Stärke des Gedankens und Gluth der Phantasie steht er Schiller nicht nach". — „Ein ungeheurer Gedanke," rief Menzel aus, „Don Juan und Faust in ein Gedicht zu bringen. Man darf in einem gewissen Sinne diese beiden Helden die höchsten Ideen der tragischen Poesie nennen, sofern sie die beiden Extreme männlicher Kraft bezeichnen,

— Don Juan die höchste Lebenskraft, Faust die höchste Geisteskraft". — Menzel schloß mit den Worten: „Es kann keine Frage mehr sein, ob Grabbe poetische Kraft besitzt — er besitzt sie nur in einem zu großen Uebermaß"[1]).

In Folge dieser Kritik knüpfte sich ein Briefwechsel zwischen dem Dichter und seinem Kritiker an. Fünf Briefe Grabbes an Wolfgang Menzel liegen mir vor, sämmtlich noch ungedruckt. Es sind Abschriften von der Hand der Wittwe Menzels, welche die Originale besitzt.

Der erste Brief ist unmittelbar nach dem Empfang der Menzel'schen Recension geschrieben:

Hochgeehrter Herr Hofrath!

Ich muß Ihnen Dank sagen für die Anerkennung, welche Sie mir in Ihren Recensionen gewähren, oder vielmehr, ich muß das achten, und mein Gemüth oder was es sonst ist, zwingt mich, es Ihnen auszudrücken. Sie treffen scharf. Einiges, sey's Lob, sey's Tadel, scheint mir zwar nicht immer unwiderleglich. Aber urtheilt der Fremde nicht am Ende über das Ich besser, als das Ich selbst, welches fast stets ein Ich-Ich ist? Und muß man daher bei so geistvollen Männern, wie Sie, die ich in ihren Arbeiten auch ohne Namensunterschrift oft erkannt habe, nicht zweifeln, ob das Ich-Ich Recht hat, ja sogar vermuthen, daß es Unrecht hat? — Sie, mein hochgeehrter Herr, sind unter den Literatoren ein Charakter — Ihnen wünschte ich eine Armee, — vielleicht bin ich in manchen Weltansichten (nicht eben in literarischen) sehr von Ihnen verschieden, — vielleicht wissen oder fühlen Sie Das, — vielleicht liebe oder hasse ich da, wo Sie es umgekehrt machen, aber Sie sind stark genug, Fremdes auch da anzuerkennen, wo es Ihnen vielleicht nicht allein fremd, sondern auch widerwärtig seyn mag. Gibt es aber Widerwärtiges? Wir betrachten die Kröte mit Ekel, — wie sieht sie aber vielleicht uns an? — Ach Gott, alles ist am Ende Eins. Wohl dem, der es einsieht.

Im Ernst: Folgen eines zerschmetterten Armes, Gicht, Biß eines tollen Hundes, der hoffentlich nicht schaden wird, weil Tollheit auf Tollheit wenig wirken kann, Blutspeien und Geschäftsdrang

---

[1]) Andere gleichzeitige Beurtheilungen (aus der Jen. Litt.-Ztg. Jahrg. 1829, Nr. 136, S. 119 ff. und aus der Hallischen Allg. Litt.-Ztg. Jahrg. 1829, Nr. 111, S. 883 ff.) theile ich auszugsweise in meiner Einleitung mit III, 11 ff.

lassen mich nicht mehr und besser schreiben, als hier geschehen. Also sehen Sie fürerst mit meiner Hochachtung und meinem Dank zufrieden oder doch nicht ärgerlich darüber. Ich bitte.

— In diesem Augenblick kommen hier Zeitungen aus Paris an — die Stuarts von 1688? Charles war für Frankreich stets ein ominöser Name, Charles der Dicke, V, IX u. s. w.

Euer Wohlgeboren
Detmold ergebenster Grabbe.
3. Aug. 1830. Auditeur.

Daß es Grabbe mit der Freude über Menzels Kritik diesmal aufrichtig, ernst gemeint hat, bezeugt ein vom 4. August 1830 datirter Brief an Kettembeil[1]), dem er das Schreiben an Wolfgang Menzel zur Beförderung übersandte. „Menzels Recension ist gut", schreibt er ihm. „Ich habe einen Brief an ihn beigelegt. Besorg' ihn, wenn es Dir gefällt. Versiegle ihn besser mit Lack. Daß Du ihn aufbrichst, ist Dir erlaubt, aber ich sehe das bei Briefen nicht gern." — Den Hundsbiß, von welchem Grabbe am Schluß spricht, erwähnt er auch in dem angeführten Brief an Kettembeil; ebenso noch in einem Schreiben vom 12. Sept. 1830 an denselben; den Armbruch, der in die früheren Monate fällt, auch in den Briefen an Friedrich Steinmann (IV, 483 ff.). — Zusammenhanglose lakonische Bemerkungen über politische Tagesereignisse finden sich in zahlreichen Grabbe'schen Briefen.

Auf das mitgetheilte erste Schreiben hat Menzel erst nach einigen Monaten geantwortet. Grabbe schrieb ihm darauf folgenden Brief:

Hochgeehrtester Herr!

Dank für Ihren Brief. Und nur keine Entschuldigung wegen Ihrer verzögerten Antwort. Denn 1. antworten Schriftsteller in der Regel spät, und das muß seine Gründe haben, eben weil es so allgemein ist, — 2. weiß ich, daß Sie genug zu thun haben, und sehe, daß Sie überflüssig thun, — und 3. ließ mich der Anblick Ihres Schreibens das Warten darauf sofort vergessen, ja —

---

[1]) Grabbe IV, 452.

doch was hilft der wahre Ausdruck der Empfindung, wenn er für schmeichlerische Phrase gehalten werden kann? — Indeß spricht die Natur der Sache für mich, — lang ersehnt, sehr willkommen.

Die jetzige Zeit wirkt trefflich auf mich ein. Es ist juristisch erweislich, daß an demselben Morgen, als ich die lieben Ordonanzen des zehnten Carl las und ihre Folgen für Frankreich ahnte, mir die Gicht aus den Füßen fuhr. — Warum, weiß ich nicht recht. — Oder, sollt' es seyn, verdauen wir endlich 6000 Jahre Weltgeschichte? — — Alle Staatsrevolutionen helfen aber doch nichts, wenn nicht auch jede Person sich selbst revolutionirt i. e. wahr gegen sich und Andere wird. Darin steckt alle Tugend, alles Genie. Ist das toll von mir gedacht?

Ich habe ein schweres Jahr gehabt. Die große Weltzeit hat meine kleine Vorzeit nicht ganz für mich verdrängen können. — Die Gicht ist fort, aber Nervenschläge treffen mich doch noch alle vier Wochen mit schauderhafter Kraft. Dabei, als hiesiger Auditeur, Militärgeschäfte mehr als je — Verzeihen Sie daher wilde Briefe, die um so mehr als Briefe doch das hin- und herspringende Gespräch ersetzen müssen, und vielleicht so besser sind, je mehr sie sich der Unbefangenheit der persönlichen Unterredung nähern.

Mein Napoleon ist in vollem Druck. Ich habe zuviel in ihm vorausgesagt, soviel, daß als die Begebenheiten rascher waren, als Abschreiber und Setzer, ich, um kein zu arger Prophet ex post zu sein, Manches streichen mußte. Mein Verleger wird Ihnen das erste Exemplar schicken.

Sie wünschen mich populärer. Mit Recht. — Aber theatralischer? Der Manier des jetzigen Theaters entgegenkommender? — Ich glaube, unser Theater muß dem Poeten mehr entgegenkommen. Das thut es aber weder durch Eröffnung pecuniären Gewinnstes, noch durch Darbietung tüchtiger Künstler. Wäre an das Schauspiel das gewendet, was in der letzten Syrupszeit an die Oper verschwendet ist, es ließe sich sogar ein Gothland aufführbar machen. Uebrigens ist auch (natürlich nach meiner Einzelerinnerung) das Drama nicht an die Breter gebunden, — der geniale Schauspieler wirkt durch etwas ganz Anderes als der Dichter, und das rechte Theater des Dichters ist doch — die Phantasie des Lesers. Die Eumeniden, die Sakontala, der ganze Shakespeare und unsere Zeit, die der Bühne über den Kopf wächst, beweisen es vielleicht. Vielleicht, — denn Sie scheinen anders zu denken, und das hätte mich bei Jedem stutzig gemacht, bei Ihnen macht es mich nachdenklich und zweifelhaft.

Dank für den Abdruck der Aschenbrödeleien, und moralisch und litterarisch wird mir jedes Lob und jeder Tadel von Ihnen willkommner seyn, als ich sagen mag. — Ich hatte im Juni v. J. über Goethes und Schillers Waschzettel-Wechsel eine breite Abhandlung

geschrieben, in der aber nun Manches zu spät, Manches unzeitig seyn mag. — Können Sie's gebrauchen, steht's zu Dienst.

Verzeihung für das wüste Aussehen dieses Briefes. Ich vergaß im Eifer, daran zu denken, und hochachtungsvoll bin ich

Euer Wohlgeboren

ergebenster Grabbe.

Detmold den 15. Januar 1831.

Zu der Bemerkung, daß der geniale Schauspieler durch etwas ganz Anderes wirke, als der Dichter, hat Grabbe noch folgendes Notabene hinzugefügt: „Das „ganz Andere" ist ein ekelhafter vager Ausdruck, — zu sagen, was ich damit meine, erfordert aber wohl scharf gewählte Worte (und das Auswählen würde diesen Brief um Wochen verzögern) oder 6 Seiten voll ungeordneter Gedanken, und die liefere ich nicht gern. Hoffentlich einmal die Worte".

— Der ganze Brief bedarf eines genaueren Commentars und bietet Stoff zu mancherlei charakteristischen Beobachtungen.

Zunächst ist das im Eingang geäußerte leidenschaftsvolle Interesse an den „Weltereignissen, die damals losbrausten, wie geschmolzene Gletscher", zumal an der Vorgeschichte und Geschichte der Julirevolution bemerkenswerth. In der That beschäftigte sich Grabbe mit den politischen Begebenheiten feurig und gedankenvoll. In einem Brief an Kettembeil, der noch nicht veröffentlicht ist, datirt vom 24. Juni 1831, spricht er von großen Plänen zu politischen Schriften, die er verfassen wolle: „Was meinst Du, wenn ich eine Kritik der früheren und jetzigen, sowie eine Andeutung der noch zu erwartenden Revolutionen schriebe? Da wäre vielerlei zu machen. Nicht bloß die politischen, auch die religiösen, wissenschaftlichen, selbst die Erd- und Himmelsrevolutionen könnten hineingezogen werden .... Auseinandersetzung der Lage, Macht, Verhältnisse einzelner Reiche — Berechnung oder Hypothese, wann und wie sie vermuthlich untergehen — praktische Winke, das zu verhindern — kurz, ein ungeheurer Stoff!" ....

Zu beachten ist ferner, was Grabbe in dem Schreiben

an Menzel allgemein über den Ton seiner Briefe äußert. Aehnlich sagt er in seinem ersten Schreiben an Kettembeil: „Das Ideal eines Briefes ist völliger Ersatz mündlichen Gesprächs. Da ich von Mund zu Mund sehr rappelig, incorrekt und nachlässig rede, auch dieß unter Leuten, die sich kennen, für keinen Fehler halte, — so verzeihe mir auch den Wirrwarr dieser Sendschrift". Eben dieser fessellosen, frei athmenden Unbefangenheit verdanken die Grabbe'schen Briefe ihre große charakterologische Bedeutsamkeit.

Hervorzuheben sind aber vor Allem in dem mitgetheilten Briefe an Menzel Grabbes Außerungen über seine Stellung zum Theater. Wir sehen hier, daß nicht sowohl seine Dramen von den Bühnen, als vielmehr gleich die Bühnen von seinen Dramen abgelehnt wurden. Nur Anfangs hegte er Aufführungshoffnungen und dachte an die theatralische Darstellung. Nach Beendigung der „Hohenstaufen" bat er noch Kettembeil[1]): „Eine Ankündigung über die Bühnenfähigkeit meiner Stücke und daß ich dazu helfen will, mache doch in meinem Namen oder setze hin: »Ich bin erbötig, jeder Theaterdirektion, die den D. J. u. F., den Barb., den Heinr. VI aufführen will, mit etwaigen Veränderungen behufs der Scenerie u. s. w. gern zur Hand zu gehen. Grabbe«". — Als jedoch seine ersten Hoffnungen unerfüllt blieben[2]), wandte er sich in trotzigem Groll von den Lebensbedingungen des Theaters hinweg und zerbrach eigensinnig alle bühnlichen Beschränkungen. „Das jetzige Theater taugt Nichts, meines sei die Welt!", schreibt er am 4. August 1830 an Kettembeil. Und damit harmonirte das Wort an Menzel: „Das rechte Theater des Dichters ist die Phantasie des Lesers". Da sich die Beurtheiler des Dichters noch immer mit der Aufgabe abquälen, die theatralischen Unmöglich-

---

[1]) Grabbe IV, 445.

[2]) Nur „Don Juan und Faust" wurde ein einziges Mal — am 26. April 1829 — von der Pichler'schen Theatertruppe aufgeführt. Genaueres darüber: Grabbe II, 14 ff.

keiten seiner Stücke durchzuhecheln, so ist die Betonung seines gewollten und bewußten Antagonismus gegen die Bühne von entscheidender Wichtigkeit.

Es scheinen nach diesem Brief Jahre vergangen zu sein, ehe sich wieder zu einer Anknüpfung mit Menzel Gelegenheit fand. Als nun aber Grabbe sich 1834 nach Frankfurt begab, um seinen jämmerlichen Ehestandswirren und den peinvollen Quälgeistern seiner Häuslichkeit zu entrinnen, schrieb er an Menzel den folgenden, biographisch nicht uninteressanten Brief:

Herr Hofrath!

Unterzeichneter (schlagen Sie um) wird Ihnen bekannt sein. — Er hat reich geheirathet (wie das kam, kann er nur mündlich sagen), aber an der Frau ein Genie bekommen, welches ihn, will er nicht das Aeußerste thun, nöthigt, dessen Glorie nur aus der Ferne zu betrachten. Er ist zu stolz, etwas von ihm auch zukommenden Vermögen, ja selbst von seinem Eingebrachten zu nehmen[1]), behält zwar die Gewalt darüber sich vor, benutzt sie aber nur im äußersten Fall.

Nun könnten Sie und die Cotta'sche Buchhandlung mir recht aus der Verlegenheit helfen. Mein hiesiger Verleger, dem ich meine ersten Schriften geschenkt habe, will immer dies und das, hier soll geändert, da etwas niedergedrückt werden, und das kann ich nicht[2]). Wollt' er es selbst thun, wär's mir Eins.

Die Cotta haben so manchem Unternehmen geholfen. Helfen sie auch meinem. Ich habe einen Hannibal (Drama) fast fertig, der meinem Napoleon gleichsteht. Ich kann in geschichtlichen Sachen Jedem Stirn bieten. Böttiger meinte, Barbarossas Provençale wäre erfunden. Sie ist von Friedrich I. selbst.

Ich bitte, a) mir umgehends Antwort zu schicken, denn hier leb' ich prekär, b) im interessanten Schwaben mir unter erträglichen Bedingungen (18 Ngr. des Tags und freie Miethe würden wohl fürs erste Jahr, weil ich selbst Geld habe und's nur meiner

---

[1]) Das entspricht nicht ganz der Wahrheit, wie der unerquickliche Briefwechsel zwischen Grabbe und seiner Frau beweist.

[2]) An Petri schreibt Grabbe später aus Düsseldorf über Kettembeil: „Ich sollte sein Hund werden, bald hier, bald da nach seinem Willen corrigiren, damit das Zeugs dem oder jenem Blatt anpaßte, und er begriff nicht, daß fremde Correktur schlimmer, als ein Originalfehler" (IV, 501 ff.).

Mutter schenken will, genügend seyn) Aufenthalt zu verschaffen, wogegen ich Dramen schreibe und überliefere; zwei versprech' ich in 6 Monaten — auch soll dann Herr Cotta, wenn er will, nicht mehr verpflichtet seyn, — c) die Herren von Cotta thun das vielleicht. Ich brauche nur Athem. Dann — vielleicht mehr als Sie und ich denken, leist' ich.

Ich bitte noch einmal, antworten Sie umgehends. Statt mit meiner Frau wieder zusammenkommen zu müssen, schaffen Sie mir im äußersten Fall eine Abschreiberstelle. Schwabens Thäler und Burgen entschädigen einen Poeten.

Im Morgenblatt und dem Litteraturblatt kann ich beizu sicher viel leisten. Ich bin,

ohne dumme Complimente, in Eile und doch stets

Ihr

desto mehr Sie hochachtender

Grabbe.

Frankfurt a/Main, d. 15. Nov. 1834.

Den Erfolg dieses schmerzlichen Hülferufs, der das trübste Capitel aus seiner Lebensgeschichte ergreifend zusammenfaßt, hat Grabbe in Frankfurt nicht mehr abgewartet: drei Tage nach Absendung dieses Briefes schrieb er in ähnlichem Sinne an Karl Immermann und dieser befreite ihn durch die Berufung nach Düsseldorf von den härtesten augenblicklichen Daseinsnöthen. Doch scheint auch Menzel wohlwollend für den unglücklichen Dichter gewirkt zu haben: denn in seinem Brief an Ziegler spricht er von einem Bogenhonorar, das ihm Cotta angeboten hätte.

Der nächste Brief an Menzel datirt viele Monate später: vom 22. Juni 1835. Es ist ein Begleitschreiben zur Uebersendung des „Hannibal", des „Aschenbrödel", sowie der Abhandlung über das Düsseldorfer Theater und enthält folgende bemerkenswerthen Aeußerungen:

Die Abhandlung scheint das hiesige Theater sehr hoch zu stellen, es ist aber wahr, es steht so hoch. Fragen Sie den ersten Schauspieler Deutschlands, der hier gastirt hat: Seydelmann, und er wird's bezeugen, besonders wenn er bedenkt, wie seit seiner letzten Anwesenheit immer noch mehr an den Darstellern fortgezimmert worden.

Immermann hat mich in der That vom Tode gerettet. Nicht wegen Noth eben, aber aus Mißmuth war ich lebenssatt.

In beiliegenden Produktionen sind vielleicht einige Aeußerungen, die auffallen, besonders über constitutionelles Leben. Aber ich gestehe, ich liebe Despotie eines Einzelnen, nicht Vieler. Und Rotteck, Zschocke, Wessenberg — sie sind alle halb, wissen nicht, daß sie sich selbst durchschneiden und beide Enden verfaulen müssen.

Der letzte Brief an Menzel datirt vom 22. Nov. 1835. Grabbe sandte dem Stuttgarter Litterarhistoriker einen Beitrag für ein Schilleralbum[1]), dessen Ertrag für ein Denkmal des großen Dichters verwendet werden sollte. Seine litterarische Spende begleitete Grabbe mit folgenden Worten:

Ich konnt's nicht anders machen, weil ich mich nur auf verwickeltere dramatische Compositionen verstehe, und selbst bei einer großen Gelegenheit, wie diese von Schillers Denkmal, welche aber Talent der Kürze fordert, nur so wie geschehen, mich retten mußte. Kürze besitz' ich, doch bloß, wo sie sich in weitläuftige Handlung einflicht, nicht aber zu Denksprüchen. Nicht Shakspeare, nicht Goethe — Schillers Feuer machte mich zum Dichter.

Aehnliche Aeußerungen über Schiller finden sich noch mannigfach in Grabbes Briefen. Auch in der Kritik über „Maria Stuart"[2]) spricht er von der „sonst so hinreißenden Begeisterung" des Dichters, wie wenig er auch gerade der genannten Tragödie Gerechtigkeit widerfahren läßt.

Weitere Zeugnisse über den Verkehr mit Wolfgang Menzel liegen mir nicht vor. Die mitgetheilten sind ohne Zweifel charakteristische Bereicherungen des Grabbe'schen Briefwechsels.

VI.

Das Zerwürfniß mit Immermann.

Ueber die Gründe, die den Bruch mit Immermann herbeigeführt haben, versuchte ich in einer Schlußbemerkung

---

[1]) Schiller=Album. Eigenthum des Denkmals Schillers in Stuttgart. (Stuttgart 1838, J. G. Cotta.)

[2]) Grabbe IV, 277.

zu den Düsseldorfer Theater-Kritiken bereits eine authentische Aufklärung zu geben, die ich hier nur noch weiter zu begründen beabsichtige.

Kleinere Spannungen scheinen schon von Anfang an vorgekommen zu sein, aber es waren nur vorübergehende Trübungen. Schon die Aeußerung in einem Brief an Petri vom 11. Dec. 1834: „Beherrschen laß ich mich nicht" klingt gewitterverkündend, und ebenso eine Stelle in dem oben erwähnten letzten Brief an Wolfgang Menzel: „Mit Immermann steh' ich auf eigenem Fuß. Er hat viel für mich gethan, aber bald Spannung, bald Friede. Verschiedene Naturen!"

Aus dieser Verschiedenheit der Charakteranlagen leitet Duller[1]) mit einigen farblos allgemeinen Phrasen die Nothwendigkeit der späteren Trennung ab. Ziegler[2]) giebt die unbewiesene Mittheilung, daß Grabbe „jede schwache Seite an Immermann aufgesucht habe, um sich über ihn und sein Theaterpersonal öffentlich lustig zu machen". Karl Goedeke[3]) wiederholt das ohne eigne Prüfung. Gottschall[4]) bringt eine neue Vermuthung, indem er sagt: „Allmählich mag Grabbe eingesehen haben, daß er zu gut war, um die Rolle eines kritischen Trabanten zu spielen, während Immermann die Ebenbürtigkeit des Gleichstrebenden nicht durch Aufführung seiner Dramen anerkannte". Grabbe hatte, wie wir schon erwähnt haben, längst auf jede Hoffnung einer Theater-Eroberung Verzicht geleistet, und schon dies genügt, um Gottschalls Muthmaßung zu widerlegen. G. zu Putlitz[5]) wiederholt die noch anzuführenden allgemeinen Aeußerungen Immermanns.

Dieser entschleiert den wahren und einzigen Grund des

---

1) Einleitung zur „Hermannsschlacht" S. 72.
2) „Grabbes Leben und Charakter" S. 156.
3) Grundriß III, 526.
4) Einleitung zu seiner Ausgabe S. XXX.
5) „Karl Immermann, sein Leben und seine Werke" (Berlin 1872, W. Hertz) I, 95.

Bruches in seinem an Grabbe gerichteten Brief[1]) vom 26. Februar 1836. Hier heißt es:

„Die Auswahl des Repertoirs ist, wie Sie wissen, mir untergeben, und Angriffe auf dasselbe sind daher Anschuldigungen gegen mein Urtheil und meine Verwaltungsgrundsätze. Sie haben nun seit drei Monaten nicht aufgehört, die Stücke, welche ich geben lasse, zu schmähen, und Ihre Feder hat auch die gediegensten, tüchtigsten Werke nicht verschont. Sollte man nach Ihren Kritiken seine Ansicht bilden, so würde anzunehmen sein, daß die hiesige Bühne völlig kopflos geleitet werde. Hatten Sie Zweifel gegen meine Wahlen, so hätte die Pflicht der Dankbarkeit, deren Sie gegen mich eingedenk sein sollten, Sie veranlassen müssen, sich zuvor mit mir über den Gegenstand zu besprechen; oder Sie hätten sich wenigstens in Ihren öffentlichen Urtheilen mit Anstand, Mäßigung und Bescheidenheit ausdrücken sollen. Ihr Benehmen verstößt dagegen nach meinen Gefühlen gegen die Wahrhaftigkeit eben so sehr als gegen das, was unter den Menschen für durch Verhältnisse und Rücksichten geboten gilt. Unter diesen Umständen kann ich Sie nur ersuchen, Ihrem Entschlusse, über mich und mein Wirken in Zukunft ganz zu schweigen, getreu zu bleiben, indem ich zugleich erkläre, daß wenn dieses nicht geschieht, ich mit meinen Freunden auf Mittel sinnen werde, ein mühsames, ernstes, treugemeintes Streben vor Verkleinerung und Herabziehung zu schützen".

Ergänzt wird dieser entscheidende Brief noch durch Immermanns Aeußerungen (in seinem Lebensabriß Grabbes), daß dieser in den letzten Monaten seines Düsseldorfer Aufenthalts „Wege gegangen sei, auf welchen er (Immermann) demselben nicht hätte folgen können", und „daß die im Winter 1835—36 im Düsseldorfer Tageblatte erschienenen

---

[1]) Zuerst veröffentlicht von Ignaz Hub im „Nürnberger Correspondenten" (Jahrg. 1872, Nr. 205), dann in meinem Grabbe IV, 645.

Theaterkritiken Grabbes „von einer engen Verdrießlichkeit zeugen", wie sie ein abgeschiedenes Leben zu entwickeln wohl geeignet wäre".

In dem ganzen Briefe Immermanns spricht sich eine Gereiztheit aus, die den hülflosen Detmolder Dichter aufs Empfindlichste verletzen mußte. Vergißt sich doch der Düsseldorfer Theatermonarch so weit, in einer Controverse, die nur durch unbefangene sachliche Erwägungen zu entscheiden war, seinen Gegner an erwiesene persönliche Wohlthaten zu gemahnen. Durch „Verhältnisse" und „Rücksichten" wollte er Grabbes unbestochenes kritisches Richterwort eingeengt wissen — ja er droht ihm schließlich mit einer Art Coalition, die ihn zu künftigem Schweigen nöthigen sollte.

Die Hauptfrage ist:

Finden sich in Grabbes Kritiken Anhaltspunkte zur Begründung einer so ausschreitenden Feindseligkeit?

In Betracht kommen dabei nur die im „Düsseldorfer Tageblatt" vom 1. December 1835 bis zum 21. Februar 1836 erschienenen 32 Theater-Recensionen, die ich nach handschriftlichen Mittheilungen von Wolfgang Müller von Königswinter im vierten Band meiner Ausgabe S. 235—271 wieder veröffentlicht habe.

Gegen die Mißdeutung, den Tadel der aufgeführten Stücke als einen Tadel der Theaterleitung betrachtet zu sehen — eine Mißdeutung, welche den ersten Anstoß zu Immermanns Brief gegeben hat — verwahrt sich Grabbe wiederholt. Schon in der Abhandlung über das Düsseldorfer Theater erkennt er ausdrücklich an, daß „manche Darstellung eines unbedeutenden Stückes als unentbehrliches Zukraut für die Menge und auch für den Gebildeten zur Abwechselung nöthig sei" . . . „Nur Halbgebildete," fügt er hinzu, „die, wie Schiller kräftig, doch bezeichnend sagt, von kurzem Gedärm sein müssen, verdauen allerwegen in der Welt Meisterwerke". Ganz diesen Aeußerungen entsprechend, sagt er bereits in der ersten Kritik, die im „Düsseldorfer Tageblatt" erschienen ist: „Die Bühne soll

der Zeitspiegel sein, sagt Hamlet, und darum ist es recht, auch Stücke, welche an sich schlecht sind, aber hier und da gefallen, aufführen zu lassen. Das Publicum kann erst das Beste wählen, wenn es Alles kennt, schlecht oder gut". — Nach solchen Vorbemerkungen hatte Immermann nicht die mindeste Berechtigung, wie es in seinem Briefe geschieht, die Angriffe auf die gegebenen Stücke als Angriffe auf sein Urtheil und seine Verwaltungsgrundsätze zu interpretiren.

Daneben versäumt Grabbe selbst bei den Dramen, die er gänzlich verwirft, niemals, der vorzüglichen Inscenirung und Darstellung volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Auch hier steht er noch ganz auf dem Boden der „Abhandlung über das Düsseldorfer Theater". Dort sagt er[1]): „Ich bemerkte am ersten und an den folgenden Theaterabenden ein mir sonst selten vorgekommenes markiges Auffassen der einzelnen Rollen, ihrer Situationen und Passagen; selbst aus Töpferischen Geburten entpuppten sich Menschen, denn die Schauspieler schienen die Charaktere noch gerade an den Fasern gefaßt zu haben, welche etwas Natur und Persönlichkeit verrathen, und webten mit ihnen in derlei sackgrobe Rollen anmuthige Züge und möglichste Wahrheit". — Aehnliches findet sich an vielen Stellen in den Kritiken aus dem „Tageblatt", die hier in Betracht kommen. So S. 236: „Das Spiel war besser als das langweilige Stück". (Die Neugierigen, Lustspiel in 2 Aufzügen von F. L. Schmidt.) — S. 242: „Bei der Darstellung des Dings (Das goldene Kreuz, Lustspiel in 2 Acten von Georg Harrys) that's weh, so viel Kraft und Fleiß an so Gewöhnliches vergeudet zu sehen. Daß indeß trotz des jammervollen Stoffes doch hier und da Effekte hervorgebracht wurden, beweist die Kunst der spielenden Personen und mußte sie selbst und die Zuschauer erfreuen". — S. 247: „Es lag nicht am Spiel, sondern am Stück, wenn Alles gerade so viel war, als gar

[1]) Grabbe IV, 183.

nichts. Ausstattung, Scenerien, Darstellung — Alles gut berechnet und bis in die kleinsten Theile“. — S. 248: „An Herrn Töpfers schwachen Seiten hat Referent heute Abend nur eine vollkommen gelungene Düsseldorfer Darstellung herausgefühlt“. — S. 249: „Nichts ist einem gesunden Gemüth angenehmer, als das Gute anzuerkennen, und dazu gab der heutige Abend reichlich Gelegenheit. Unser Theater schloß seinen Jahreslauf von 1835 meisterhaft, und schwerlich thut's eine andere Bühne ihm in einer derartigen Darstellung zuvor“. — So wußte überall[1]) der Kritiker Dichtung und Darstellung wohlweislich zu trennen; das „ernste und treugemeinte“ Streben Immermanns hat er niemals „verkleinert“ oder „herabgesetzt“.

Wie steht's nun mit dem Vorwurf, daß Grabbes Feder auch die „gediegensten und tüchtigsten Werke“ nicht verschont hat?

Sein Tadel traf zunächst theatralische Eintagsfliegen, die nur als Füllsel zufälliger Repertoirlücken daseinsberechtigt waren. So „Die Neugierigen“, von F. L. Schmidt; „Lüge und Wahrheit“, von P. A.; „Die Nachtwandlerin“, von B. Blum; „Das Räthsel“, von Contessa u. s. w.

Immermanns eigne kleine Arbeiten beurtheilte Grabbe schonungsvoll. So nennt er „Die Nachbarn“ eine „nette kleine dramatische Idylle“ (S. 239). — „Die schelmische Gräfin“ (S. 243) „eine artige Kleinigkeit“.

Kotzebue, dem so oft mit Unrecht Herabgesetzten, läßt er Gerechtigkeit widerfahren (S. 258): „Sand hätte seinen dummen Streich in Mannheim lassen sollen und wir hätten Klügeres auf der Bühne, als endloses Klingeln von raupach'schen „Schellen“, welches, da es einmal gewirkt hat, bis in die Ewigkeit fortgeläutet wird“.

Raupach und Töpfer nur hat er schonungslos und mit herbem Sarkasmus angegriffen (z. B. S. 238. 244.

---

[1]) **Vgl. Grabbe IV, 238. 240. 252. 253 und oft.**

269). An der letztgenannten Stelle sagt er ernst und ehrlich: „Schlechte Geschmackswerke (wie Raupachs „Doktor und Apotheker") verwirren den Verstand so Vieler, statt ihn zu leiten und zu erheben; sie halten die Menge am Boden der Plattheiten fest, üben ihr stumpfsinnige Bewunderung des Gemeinen ein, während alles Hohe und Große als etwas Beschwerliches und Störendes unberücksichtigt gelassen oder an ihm vorübergegangen wird". Die Litteraturforschung hat sich in dieser Streitfrage auf die Seite des tadelnden Kritikers, nicht auf die des empfindlichen Theaterdirektors gestellt, der — merkwürdig genug — die Grabbe'schen Verdammungsurtheile „aus einer engen Verdrießlichkeit" herleitete und wohl für ketzerische Autoritätsstürmerei halten mochte[1]).

Ebenso vereinzelt stand Grabbe damals mit seiner — heutzutage gemeinplätzlichen — energischen Verurtheilung der Vorliebe für französische Komödien. „Wo ein Aas ist, da sammeln sich die Adler und die deutschen Uebersetzer," sagt er S. 239. „Läßt einer der jetzigen französischen Dichterlinge ein Werk fallen und ist es gar am ersten Abend in Paris noch nicht durchgefallen, gleich sind die

---

[1]) Hieronymus Lorm sagt in der „Wiener Abendpost" (Jahrg. 1874, S. 1184): „Die beiden Männer trennte mit einfacher, aber unerbittlicher Gewalt die Ungleichheit des Schrittes, welchen Talent und Genie gehen. Immermann war umfangen und befangen von den Traditionen, welche den Gebildetsten seiner Zeit als nicht weiter zu prüfende, unumstößliche Dogmen angewandter Aesthetik galten. Grabbe, mit intuitiver Erkenntniß des Verborgenen zum Kern und Mittelpunkt der Dinge dringend, die sein Geist erfaßte, ließ sich durch keine Apotheose blenden. Schon daß er die hohlen Größen untergeordneten Geschlechts, einen Iffland, Töpfer, Raupach mit wenigen Fußtritten von ihren Piedestalen geworfen hatte, was uns heute selbstverständlich und keines Aufhebens werth erscheint, war damals, in den dreißiger Jahren, als diese und ähnliche Dramatiker den Grundstock des deutschen Repertoirs bildeten, eine erschütternde That . . . Einzig diese, seinen Gewohnheiten und der Beschränktheit seiner Auffassung widersprechenden ästhetischen Analysen konnten Immermann erbittern".

Schreibfinger unserer germanischen Doll- oder Tollmetscher darüber, reißen es an und über den Rhein, machen die Fadaise noch schlimmer als sie im Original ist u. s. w. . . . Gewöhnen wir uns noch länger daran, so ist bald die einheimische Kunst angenagt und geht unter in fremdem Wurmgesindel." — Noch kräftiger äußert er sich S. 247. — Und auch das mochte dem Düsseldorfer Theaterleiter recht unbequem fallen.

Wie gegen das Nachkriechen auf französischen Fußstapfen, so ist er auch gegen die übertriebene Shakspeare-Vergötterung. „Sollen wir Deutschen," fragt er S. 264, „Shakspeares oft fehlgeschlagene Berechnerei immer über Schillers flammende Begeisterung stellen?"

Immermann war nicht ruhig genug, um solche Aussprüche einer kühlen Prüfung zu unterwerfen. Und doch hätte schon Grabbes oft durchbrechende Gerechtigkeit ihn kaltblütiger stimmen können. So fragt er S. 267: „Welche Direktion würde den hochtheatralischen Richard III. von Shakspeare besser in die Scene setzen — welche Schauspieler dann das furchtbare Stück aus dem Todesschlummer, in welchem es jetzt in der einen oder anderen Theaterbibliothek liegt, lebensfrischer erwecken?"

Belangreich ist noch die Frage, wie Grabbe nach dem Bruch mit Immermann seine Kritiken eingerichtet hat? Denn dem von Immermann erwähnten „Entschluß", über das Düsseldorfer Theater fernerhin zu schweigen, hat er trotz — oder vielleicht wegen der Drohungen seines früheren Protektors nicht Folge gegeben.

Es liegen uns 16 Kritiken[1]) vor, die nach dem entscheidenden 26. Februar 1836 geschrieben sind.

Es findet sich darin auch nicht ein karges Tröpfchen persönlicher Erbitterung. In Allem waltet der Geist einer lediglich die Sache ins Auge fassenden Unparteilichkeit. Ja, einzelne Regieleistungen erkennt der Kritiker warm und be-

---

[1]) Grabbe IV, 271—299.

geistert an. So S. 286 eine Aufführung des Calderon'schen Schauspiels: „Das Leben ein Traum". Hier heißt es: „Es ist schon über ein Jahr, als ich die Beurtheilung der ersten hiesigen Aufführung dieses Stückes verfertigte[1]). Sie war so anerkennend, daß manche ein übertriebenes Lob darin zu spüren glaubten, worin sie sich recht irrten, indem ich für Lobs- und Tadelskünsteleien zu faul bin, und nur hinschreibe, wie's mir vom Herzen kommt. Damals hätt' ich nicht geglaubt, daß jene Darstellung dieses großen, Geist und Feuer sprühenden Dichterwerkes übertroffen werden könnte. Aber was kann man nicht Alles, wenn man sich nicht einbildet, vollendet zu sein und kühn weiter strebt?" Ueber eine Aufführung des Tieck'schen „Blaubart" am 30. April sagt er S. 293 ebenso begeistert: „Eine so vollendete Vorstellung sieht man zur Zeit nur in Düsseldorf. Unendliche Schwierigkeiten waren zu überwinden, wurden überwunden, und man merkte es nicht. Das eben ist Kunst und davon hat sie ihren Namen".

Nach einem unter demüthigenden Formen herbeigeführten persönlichen Zerwürfniß ist diese unerschütterte Parteilosigkeit der Grabbe'schen Kritiken ein treues Zeugniß für die Echtheit und Redlichkeit seiner Gesinnungen.

---

[1]) In der Abhandlung über das Düsseldorfer Theater IV, 183.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.